



Besuchszeit: Das Landen eines Helikopters ist ein seltenes Ereignis in Golomyanni, wo sonst nur hie und da ein Soldat vorbeikommt und einmal pro Jahr ein Eisbrecher anlegt.

Am Ende der Welt

Vom Leben in Golomyanni, der zweitnördlichsten Wetterstation, berichten Christine Kopp (Text) und Uli Wiesmeier (Bilder)

AM ERSTEN MÄRZ feiern unsere russischen Freunde den Frühlingsanfang. Und es ist wirklich ein wunderschöner Tag hier in Golomyanni, der zweitnördlichsten Wetterstation der Welt im äussersten Winkel Sibiriens. Allerdings ist es auch minus 28 Grad kalt, dazu bläst vom nahen Meer ein bissiger Wind, der die Wimpern vereist. Nicht gerade das, was ich mir unter einem milden

Märzlüftchen vorstelle, aber den Bewohnern der Station reicht es allemal, um ein paar gefühlsselige Trinksprüche zu schwingen und dazu die obligaten Gläschen Wodka zu kippen.

Über dem Waschbecken im Wohnhaus der Wetterstation habe ich eine Entdeckung gemacht: eckig, etwa schuhschachtelgross, mit einem weissen Knopf und einem ebenso weissen Gebläserohr, das

einem abgeschnittenen Auspuff ähnelt – ein Händetrockner. Robust gebaut, ohne jeden Schnörkel und lieblos grau erinnert er an die Sowjetzeiten, denen er entstammt. Hier, im letzten bewohnten Zipfel des russischen Nordens, rührt sein Anblick. Wie auch die Tatsache, dass ihn niemand benützt, obwohl er einwandfrei funktionieren würde. Denn wenn man in Golomyanni etwas wirklich



Draht zur Aussenwelt: Computer gibt es keine in der Wetterstation im äussersten Winkel Sibiriens; umso wichtiger ist die riesige alte Funkanlage, die Igor Lutschenko hier bedient.

hier, in der eisigen Leere des Nordens, seine Heimat, die Berge des Altai, fehlt. Gestern habe ich Andrei in Valinki, den traditionellen Filzschuhen, auf dem verschlissenen Sofa im «Meteokabinett» der Wetterstation überrascht und gehört, wie er Gitarre spielte und ein Lied dazu sang, das selbstredend von seinem Heimweh erzählte. Ferien? Die gibt es hier jeweils erst nach fünfzehn Monaten, aber dann gleich sechs Monate lang – eines der Paare fährt im Sommer in die Ferien, das andere im Jahr darauf.

SEHNSÜCHTE... Wer weiss, welche Sehnsüchte der schlaksige, kettenrauchende Anatoli und seine stille Frau verbergen. Ihren Sohn Sascha zog Swetlana erst in Golomyannyi auf. Früher oder später musste er aber aufs Festland, um dort in die Schule zu gehen. Er ist inzwischen zwölf Jahre alt und lebt bei den Grosseltern in der heimatlichen Ukraine, wo ihn Anatoli und Swetlana alle eineinhalb Jahre wiedersehen – es wäre zu kompliziert und vor allem viel zu teuer, Sascha zwischendurch nach Golomyannyi zu holen, so wie es sich seine Eltern auch nicht leisten können, den Dienst hier zu verlassen und etwa an Weihnachten in die Ukraine zu fliegen.

Doch als es darum geht, eine genaue Wettervorhersage für die nächsten Tage zu erhalten, zieht es Viktor vor, sich auf eine über Satellitentelefon in St. Petersburg eingeholte Prognose zu verlassen. – Die Messungen werden von Hand säuberlich in dicke Hefte notiert, dann in die Militärstation auf Sredny gefunkt und aufs sibirische Festland gemorst.

Massive Thermometer, die bis minus 60 Grad reichen, zeugen von der Härte des Klimas. Der Rekord? Minus 49 Grad. Der erste Schnee fällt Anfang September, der letzte schmilzt Ende Juni. Dazwischen, im Juli und August, versinkt die Wetterstation im Matsch. Und im Nebel. Der Sommer ist nass, wechselhaft, Vegetation gibt es hier keine, kein Wunder also, dass Igor sagt, der Winter sei «einfach besser». Vom 24. Oktober bis zum 19. Februar herrscht Polarnacht, dafür wird es zwischen dem 15. April und dem 28. August nie dunkel.

MIT SREDNY ist Golomyannyi durch eine Furt verbunden, die im Winter zufriert. Sie gewährt einen regelmässigen Austausch mit den Soldaten, die sich auf Sredny ihre Tage um die Ohren schlagen

technische Pannen, Funkgeräte und Fahrzeuge, die nicht mehr laufen, Stromausfälle – in der eisigen Polarnacht ist es kein Vergnügen, im Dunkeln sitzen zu bleiben. Und Hilfe ist keine zu erwarten.

GOLOMYANNYI IST WIRKLICH VÖLLIG UNABHÄNGIG. «Ja, eine autonome Station funktioniert eben autonom», doppelt Igor nach, als ich ungläubig nachfrage, ob es wirklich stimme, dass nur einmal pro Jahr, im September oder Oktober, ein Eisbrecher vorbeikommt mit Lebensmitteln und Diesel, insgesamt zwei, drei Tonnen, die für ein Jahr Überleben reichen müssen. Und vom Beginn der Perestroika an genügte diese Lieferung kaum noch, sie war so karg bemessen, dass Igor überzeugt war, die Station würde bald geschlossen. In den letzten drei Jahren scheint sich die Situation etwas gebessert zu haben; vielleicht gewinnen diese historischen Aussenposten der Zivilisation wieder etwas an Bedeutung, auch wenn sie heute wohl genauso gut durch unbemannte Messanlagen ersetzt werden könnten. Ist das Festhalten am Leben hier ein Stück russische Nostalgie, oder bedeutet es einfach Arbeit für zwei Familien? Beides, lässt Igor durchblicken.



Licht in der Leere: Der einzige Hund von Golomyannyi sucht Bärenspuren, während die Sonne hinter verrostenden Containern und einem alten Lastwagenaufleger untergeht.

Igor und Galina, die keine Kinder, dafür aber eine Wohnung in St. Petersburg haben, scheinen sich in das eintönige Leben mit unerschütterlicher Gelassenheit und Ruhe zu schicken. Für die Frauen sei es allerdings manchmal schrecklich hier, meint Igor, die Arbeit, die Einrichtung, die Eisbären. Das Hauptproblem? «Hart ist es, wenn wir aus den Ferien zurückkommen», sagt Igor. «Man gewöhnt sich schnell an die guten Sachen, und hier ist alles völlig veraltet. Auch ich bin jedes Mal schockiert, wenn ich nach Golomyannyi zurückkehre.» – In der Tat: Hier ist alles so alt und grau wie der Händetrockner. Die riesigen, pfeifenden und dröhnenden Morse- und Funkanlagen im Übermittlungsraum genauso wie die auf Lokal-, Moskauer und Sonnenzeit gestellten Uhren, die Schreibmaschinen oder die Messgeräte. Sogar die Medikamente im kleinen Apothekerkästchen an der Wand – alle längst verfallen. Verstaubt riechen auch die Bücher, von Mark Twain bis zu Meteo, in der hauseigenen Bibliothek, wo die Tapete in Fetzen von den Wänden herabhängt.

Sämtliche Apparaturen stammen aus den neunziger Jahren, sagt Igor, doch das meiste, das ist einfach festzustellen, ist zehn bis zwanzig Jahre älter. Igor beschönigt – täuscht er sich selbst, um so die Wirklichkeit besser zu ertragen? Der einzige Luxus: ein von Freund Viktor gekauftes Satellitentelefon sowie der Fernseher. Dieser Kasten ist die wahre Verbindung nach aussen, vielleicht eines der wenigen Mittel dazu überhaupt in diesem Land, das sich über elf Zeitzonen erstreckt und in dem alles so masslos gross ist. Der Fernseher, in zentraler Position im Wohnraum aufgestellt, neben einem riesigen Banner der Partei Putins, läuft immer – Nachrichten, Kochrezepte, Seifenopern, alte Filme. Und in der Nacht kann es vorkommen, dass man einen der Männer, der gerade Schicht hat, vor einem Pornostreifen überrascht.

ALLE DREI STUNDEN, Tag und Nacht, nehmen die vier Meteorologen Messungen vor: Windstärke, Windrichtung, Temperatur, Schnee, Eisdicke, Sonnenstand, Luftdruck, Radioaktivität. Igor sagt, dass hier alle «hydrometeorologischen Prozesse sowie die Veränderungen im unteren Bereich der Atmosphäre beobachtet werden, um kurz- und langfristige Wettervorhersagen zu machen».

und gerne zu einem Umtrunk in die Wetterstation kommen. Besuche bei den Nachbarn, um die Abgeschiedenheit erträglicher zu machen. Es gibt andere Stationen, sagt Igor, wo das ganze Jahr niemand vorbeischaute; hier sei es also gar nicht so schlimm, da sei das Militär, im Februar komme hie und da eine Polarexpedition und neuerdings im Sommer auch ein Eisbrecher mit Touristen. Im Gästebuch, in dem der erste Eintrag auf 1987 zurückgeht, ist allerdings noch viel Platz.

Die Militärstation, oder besser, was davon übrig blieb, ist auch aus anderen Gründen wichtig fürs Überleben: Während des Kalten Kriegs waren solche Basen im hohen Norden von grosser strategischer Bedeutung; es entstanden Flugplätze, Flotten- und Raketenstützpunkte, Testgelände für Atomwaffen sowie die Polarstationen zur Wetterbeobachtung und Unterstützung der See- und Luftfahrt. Doch mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion verloren diese Einrichtungen ihren Sinn und wurden zum grössten Teil aufgegeben. Von Sredny, wo etwa dreihundert Soldaten lebten, zog die Armee 1996 ab. Heute ist nur noch eine Truppe von vielleicht zwei Dutzend Grenzsoldaten da stationiert – wie viele es genau sind, darf Igor nicht sagen. Aber er betont: «Wir können hier überleben, weil wir verwenden, was das Militär zurückgelassen hat. Doch nun verrostet alles.»

Die Armee hat tatsächlich ein Selbstbedienungslager hinterlassen: Ein Blick in das Reich von Anatoli – Garage, Motorenraum, Lager und Werkstätten – genügt, um sich davon zu überzeugen. Im Motorenraum laufen acht alte Lastwagenmotoren Tag und Nacht, um mit Unmengen Diesel die benötigte Energie zu produzieren. Daneben Werkbänke mit LötKolben, Zündkerzen, Kugellager, Transistoren, Nockenwellen... Alles liegt wahllos herum, auf einem kleinen Tisch eine zerflederte Gebrauchsanweisung, eine leere Wodkaflasche, ein Aschenbecher, ein angebrochenes Päckchen Bond-Zigaretten.

Anatoli ist in einem gewissen Sinn selbst eine Art russischer James Bond: ein Tausendsassa, der für die unmöglichsten Situationen eine Lösung finden muss. Überhaupt, sagt Igor, hat hier jeder mehrere Berufe, obwohl es nur für einen Lohn gibt, etwa siebenhundert Dollar pro Monat. Und zu reparieren gibt es ständig etwas,

Trinkwasser bezieht die Station im Winter aus geschmolzenem Schnee und im Sommer von einem kleinen See zwischen Golomyannyi und Sredny. Aber das Wasser wird im Sommer immer knapper. Es ist wärmer geworden, die Sonne scheint intensiver als früher, vor allem im Frühling: In diesem Jahr lag die Temperatur bis Anfang März nie unter minus vierzig Grad, und das ist, sagt Igor, zu warm, so wie es überhaupt in den letzten fünf Jahren viel wärmer geworden sei. Der Winter sei anders, nicht mehr so windig wie einst, das Eis schmelze ab. Der See trocknet im Sommer aus, und so müssen die Bewohner bereits im Frühling Trinkwasservorräte anlegen. Im Sommer tritt auch der ganze Müll, zum grossen Teil vom Militär zurückgelassen, zum Teil von der Station selbst erzeugt und achtlos ein paar hundert Meter von den Häusern entfernt in den Schnee gekippt, noch schonungsloser zutage. Respekt vor der Umwelt hat hier, wo es ums Überleben geht, keinen Stellenwert.

EHE WIR DIE STATION VERLASSEN, trete ich noch einmal allein vor die Tür, die Waffe in der Hand, und schaue hinaus in die weisse Weite. Die Landschaft ist ergreifend: hart, aber auch weich im kalten Licht der nördlichen Sonne, die die Lampen an der Station grüneln lässt. Himmel und Erde, Meer und Land fliessen ineinander, eine russische Landschaft, schwermütig, verloren und mild, eine polare Traumkulisse, ereignislos und leer, dramatisch und unerbittlich zugleich. Hier hat die Seele Platz zum Atmen.

Jetzt, Monate später, ertappe ich mich manchmal dabei, wie ich an Golomyannyi denke und diesen seltsamen Ort am Ende der Welt vermisse, wo Raum und Zeit keine Grenzen haben. «Sie müssen schneller sein als die Einsamkeit, Tag für Tag», hatte Viktor über die Bewohner gesagt, und nichts hätte den Wunsch nach mehr Leben besser ausdrücken können als der einfache Abschiedsgruss von Swetlana. «Kommt bald wieder», sagte sie, während sie unscheu die Hand drückte. Und niemand wusste besser als sie, wie schwierig das sein würde.

nicht notwendig braucht, dann ist es ein Händetrockner. Aber da hängt er nun einmal an der Wand und erinnert in seiner ganzen Schlichtheit an weit entfernte Orte, wo solch technische Annehmlichkeiten zum Alltag gehören.

POLJARNAJA STANZIJA OSTROW GOLOMYANNI, so der russische Name der Polarstation Insel Golomyanni. Sie liegt auf über 79 Grad nördlicher Breite auf dem gleichnamigen, vier Kilometer langen und bis zu eineinhalb Kilometer breiten Inselchen an der Spitze des Archipels Sedov westlich von Sewernaja Semlja. Der Nordpol ist von hier aus etwa gleich weit entfernt, nämlich 1200 Kilometer, wie die ersten grösseren Ortschaften auf dem sibirischen Festland, Dudinka am Jenissei und Norilsk. Desolate Plattenbaustädte in einem nur mit Sonderbewilligung erreichbaren Sperrgebiet mit Minen, Gas- und Erdölfeldern, die von den Giganten Norilsknickel und Gazprom ausgebeutet werden: die Hoffnung Russlands auf dem Weg zum Wohlstand.

Von dort sind wir vor zwei Tagen in einer Antonow 72 der Gazprom gekommen. Es war, trotz minus 35 Grad Aussentemperatur beim Start im Flughafen Norilsk, der mit Abstand heisseste Flug meines Lebens. Die «Polarniks», die Bewohner des Nordens, haben kein Problem mit der Hitze, erklärte mir unser russischer Begleiter Viktor Boyarski lachend. In der völlig überheizten Maschine waren ein paar Tonnen Material, sechzehn Hunde und zwei Dutzend Personen zusammengewürfelt, von denen ein Teil mit Ski und mit oder ohne Schlittenhunde vom Kap Arktichewsky nördlich von Golomyanni aus zum Nordpol aufbrechen wollten. – Nach drei Stunden

Kilometer lange Fahrt durch ein Niemandsland mit meterhohen Schneeverwehungen, durch die sich ihre unverwüstlichen, zwanzig und mehr Jahre alten Trucks der Marke Ural wühlen. Mehrmals bleiben sie stecken, kommen nur mit roher Motorenkraft weiter, und wo die Piste nicht mehr sichtbar ist, hilft einzig die sibirische Form des GPS: Zwei Mann steigen aus, suchen vor dem Lastwagen nach einer befahrbaren Spur, Igor und Anatoli quälen ihre Vehikel im Schritttempo weiter, vorwärts, rückwärts, wieder vorwärts, bis plötzlich nach eineinhalb Stunden Fahrt wie aus dem Nichts das Ziel auftaucht, die Wetterstation Golomyanni: zwei grössere Holzhäuser mit verwitterten blauen Fensterläden, ein paar kleinere Häuschen, weitere Lastwagen, zum Teil arg verrostet, ein paar notdürftig vor dem Wind geschützte Messgeräte im Schnee. Das Ganze in strategisch bester, aber auch besonders ausgesetzter Lage an der Spitze der Insel, auf einer nur hundertfünfzig Meter breiten Landzunge. Links und rechts das gefrorene Meer.

DIE TÜR DES EINEN HOLZHÄUSCHENS GEHT AUF. Swetlana, in selbst gestricktem grünem Rock, mit blauer Schürze und kurzen Socken über den Hausschuhen, bittet uns herein, weist uns die Mehrbettzimmer zu, verteilt saubere Leintücher und Kissenbezüge, zeigt uns das Plumpsklo, dann das kleine Becken, wo Hände und Gesicht gewaschen und Zähne geputzt werden, den Raum, in dem alle essen und das heisse Wasser für Tee und Kaffee schon bereitsteht, das Räumchen beim Eingang, wo die dicken Schuhe gegen Pantoffeln eingetauscht werden. Wir sind am Ende der Welt angekommen und fühlen uns glocklich zu Hause.

lich Wodka, der Zauberkranke, für viele Russen Trost und Verdräben schlechthin. – Ein russisches Sprichwort besagt: «Hundert Kilometer sind keine Entfernung, hundert Jahre kein Alter, hundert Gramm Wodka kein Alkohol. Und für nichts gibt es eine Garantie . . .» Es könnte nicht besser zu Golomyanni passen, wäre es hier erfunden worden. Nichts scheint verständlicher, als dass man sich hie und da mit ein paar Gläsern über die Kälte und Einsamkeit hinweghilft. Das schräge Lächeln und die ständig glänzenden Augen von Anatoli verraten, dass er dem klaren Wässerchen oft, vielleicht zu oft zuspricht, während Igor Mass hält. Bald schon, nach den ersten Trinksprüchen, beginnt er, der Stationsleiter, aus dem Leben von Golomyanni zu erzählen.

IGOR LUTSCHENKO, JAHRGANG 1957, ist Hydrometeorologe, Funker und Techniker. Zu Sowjetzeiten diente er auf einer Raketenbasis, bevor er einem Stellenangebot in den Norden folgte und sechs Jahre als Funker auf Nowaja Semlja verbrachte. Dann, vor zwanzig Jahren, Igor war noch keine dreissig, kam er zusammen mit seiner Frau Galina nach Golomyanni und ist geblieben. Vor sechzehn Jahren kamen Swetlana und Anatoli Omeltschenko dazu. Anatoli ist als Mechaniker das Mädchen für alles – und die Schlüsselfigur fürs Überleben. Galina, immer gepflegt und frisch geschminkt, löst Swetlana beim Kochen ab, beide arbeiten aber auch als Meteorologinnen.

Der Fünfte ist der neunzehnjährige Meteorologe Andrei Tarasow, der hier ein Praktikum absolviert – ein scheuer Bursche, der erst nach ein paar Gläsern Wodka auftaucht, um zu sagen, dass ihm



Handarbeit: Meteorologe Andrei Tarasow trägt die Wettermessungen in dicke Hefte ein.



Wärmepackung: Die Helikopter müssen vor dem Start aufwendig aufgeheizt werden.



Eisbärenland: Swetlana Omeltschenko geht nie unbewaffnet zu einem der Messgeräte.



Waffenbad: Selbst beim Gang ins Sauna- und Waschhäuschen ist der Revolver dabei.

Flug über das Eisschollenpuzzle der zugefrorenen, aber von offenen Wasserstellen durchzogenen Karasee landeten wir auf Sredny, der Insel neben Golomyanni, wo sich eine heruntergekommene Militärstation samt Flugpiste befindet. Die Sichtweite beim Landen lag deutlich unter den vorgeschriebenen achthundert Metern, aber die Piloten, die mit ihrem Flugzeug regelmässig beim Rally Paris-Dakar angeheuert werden, beunruhigte das offenbar nicht. Sicher setzten sie die Maschine auf der mit einer dünnen Schneedecke überzogenen Piste auf.

DAS ERSTE BILD: Schrott und nochmals Schrott, dazwischen ein paar intakte Häuschen. Und der Rumpf einer anderen Antonow, der als Mahnmal einer weniger glücklichen Landung aus dem Schnee ragt. Eine russische Geschichte: Diese Maschine hätte vor ein paar Jahren Nachschub für eine im arktischen Ozean driftende Basis bringen sollen. Leider war der Lotse der Militärstation auf Sredny betrunken, er erteilte die Bewilligung zum Flug, obwohl die Sicht gleich null war, und vergass dann auch, die Piste beidseits zu markieren. Die Piloten versuchten dummerweise, auf der falschen Seite der Markierung zu landen, und da war nur Tundra. Ach, nicht weiter schlimm, meint Viktor, Flugzeug kaputt, Piloten leicht verletzt . . .

Das Aussteigen auf Sredny mutet wie der erste Schritt auf einem verschneiten Mond an. Eine Landschaft in Weiss. Weisser Himmel, weisse Erde, darüber die fahle Februarsonne. Alles ist gefroren, erstarrt. Passend dazu leere Container, kaputte Baracken, umgekippte Fässer, rostende Maschinen am Pistenrand. Doch da sind auch Igor und Anatoli: zwei der fünf Bewohner von Golomyanni. Sie holen uns ab und fahren uns zur Wetterstation – eine etwa zehn

Die erste Überraschung: Beim Eingang liegen, gut sichtbar und für jedermann greifbar, zwei Revolver und ein paar Patronen auf einer Konsole. Zum Schutz vor Eisbären: In Golomyanni geht kein Bewohner ohne Waffe von einem Gebäude zum anderen, auch nicht, wenn diese nur zwanzig, höchstens fünfzig Meter entfernt sind. Anfangs belächeln wir die scheinbar übertriebene Vorsichtsmassnahme, doch als der erste Eisbär hundert Meter vor dem Wohnhaus vorbeispaziert, nehmen wir die Sache ernst. Und als uns Igor ein selbst aufgenommenes Video zeigt, auf dem eine Eisbärin geschickt die Tür des Sauna- und Waschhäuschens öffnet, um mit ihren zwei drolligen Jungen einen Blick ins Innere zu werfen, werden wir kleinlaut. Sprüche kommen uns in den Sinn, über die wir gelacht haben, etwa der von Viktor, Eisbären seien «friedlich, aber hungrig», oder jener eines Ingenieurs von Norilsknickel, Polarfahrer seien «eine humanitäre Hilfe für Eisbären». Jedenfalls werden wir uns in diesen Tagen bewaffnet waschen gehen, und ich komme zudem in den Genuss eines russischen Schnellkurses im Schiessen: «Schau, ganz einfach: laden, entsichern, abdrücken . . .»

DAS ERSTE ESSEN IN GOLOMYANNI: eine dünne Suppe mit Kartoffeln und Resten von Teigwaren und Fleisch, Pelmeni, die russische Spielart der Ravioli, verkochte Makkaroni, gebratenes Fleisch. Was wir noch nicht wissen: Hier gibt es jeden Tag eine Variation dieses Menüs, mittags und abends. Kein Gemüse, das hier in der Kälte doch monatelang gelagert oder als Konserven aufbewahrt werden könnte, keine Früchte. Die Bewohner der Station ziehen es vor, ihre tägliche Ration Vitamine und Mineralien in Form amerikanischer Tabletten zu sich zu nehmen. Auch getrunken wird jeden Tag das Gleiche: etwas Kaffee, viel Tee. Und natür-

Ein Überbleibsel aus der sowjetischen Ära

chk. In Sowjetzeiten entstand in der russischen Arktis ein dichtes Netz von Militär- und Polarstationen. Letztere waren nicht nur für die Beobachtung des Wetters und des Klimas von Bedeutung, sondern auch für Aufbau und Entwicklung der arktischen Forschung sowie für die Unterstützung der Schifffahrt, speziell in Kriegszeiten und während des Kalten Kriegs. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurden die meisten der einst über hundert russischen Polarstationen in der Arktis aufgegeben; heute werden nur noch wenige mit meist sehr wenig Personal betrieben. Ihre Bewohner arbeiten unter äusserst schwierigen Bedingungen – aus Geldmangel fehlt es an moderner Ausrüstung und oft auch an Lebensmitteln und Treibstoff. Dennoch beliefern sie das Militär und zivile Institute weiterhin regelmässig mit Daten.

Die 1954 eröffnete Polarstation Insel Golomyanni befindet sich auf 79° 33' nördlicher Breite und 90° 34' östlicher Länge auf dem Archipel Sedov westlich von Sewernaja Semlja. Noch weiter im Norden liegt das Krenkel-Observatorium auf 80° 62' Breite auf Franz-Josef-Land. Die meteorologischen und hydrologischen Messungen, die in Golomyanni achtmal am Tag erhoben werden, dienen als Basisdaten für die Beobachtung des Wetters, des Klimas sowie der Eisverhältnisse in diesem Teil der Arktis; sie werden auf das Festland weitergeleitet und dort ausgewertet. Die einfachen Wettervorhersagen, die direkt in der Station gemacht werden, sind wichtig für die zwar nur noch auf Sparflamme funktionierende Militärstation auf der Insel Sredny, die nur per Flugzeug (oder im Sommer mit Eisbrecher) erreicht werden kann. Am einfachsten kann man Golomyanni auf einer Kreuzfahrt mit dem Eisbrecher «Kapitan Dranitsyn» besuchen, die von verschiedenen Unternehmen angeboten wird.